

Döbeln. Bei Gelegenheit des hiesigen Jahrmärktes wurde der Hausbesitzer Hempel aus Ebersbach von mehreren Personen aus der Wirthstube eines hiesigen Gasthauses heraus auf die Straße geworfen. Hempel schlug dabei so unglücklich mit dem Hinterkopf auf das Trottoir auf, daß er bewußtlos in das hiesige Stadtkrankenhaus gebracht wurde. Dort ist er denn auch vor einigen Tagen an den erhaltenen Verletzungen gestorben. Leider ist es bisher nicht gelungen, die rohen Gefellen, die an Hempel sich in solcher Weise vergriffen, zu ermitteln.

Glauchau. Am 22. Oct. schlich sich ein fremder Handwerksbursche in das Verkaufslocal eines Goldarbeiters und hatte schon eine ziemliche Anzahl von Gegenständen im Werthe von 200—250 Mk. an sich genommen, mit denen er im Begriffe war, sich zu entfernen, als man auf ihn aufmerksam wurde. Die Polizei hat den dreisten Dieb arretirt; in seinem Besitze wurden 13 verschiedene Legitimationen gefunden.

Weissen. In wenigen Tagen sind auf einer kurzen Strecke der Leipzig-Dresdner Eisenbahn vier Selbstmorde durch Ueberfahrenlassen von Zügen vorgekommen. Der letzte Fall ereignete sich am 19. Oct. An diesem Tage ließ sich das 17jährige Dienstmädchen Martha Laura Otto aus Weinböhlen in der Nähe dieses Ortes überfahren und hat dabei den Tod gefunden.

Das Ende der „Berliner Freien Presse“.

Der Kampf zwischen dem königlichen Polizeipräsidium und der sozialdemokratischen Presse — so schreibt die „D. V. Z.“ — ist bereits entbrannt und die letztere hat vorläufig den Kürzeren gezogen. Die Geschichte dieses ersten Zusammenstoßes ist recht interessant und endet fast mit einem Lustspielmotiv. Am Mittwoch war das Verbot der „Berliner Freien Presse“ erfolgt, weil den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdende Bestrebungen fast in jeder einzelnen bisher herausgegebenen Nummer zu Tage getreten sind, namentlich in den Artikeln: „Das Henkerheil“, „Die Opfer des Militarismus“, „Russische Wirthschaft“, „Das Ausnahmegesetz“, „Tod für Tod“ etc. Die Redacteurs der „Berliner Freien Presse“ ließen sich durch diese von ihnen wohl vorhergesehene Maßregel nicht im geringsten aus ihrer Seelenruhe bringen, sondern lachten vergnügt in sich hinein, gingen hin und bereiteten, vermutlich in sehr übermüthiger Stimmung, ihren sinnreich erdachten Contreconq. vor. Und so wurde den Abonnenten der „Berliner Freien Presse“ die Probenummer eines neuen Blattes zugesandt, das den Titel „Berliner Tagespost“ führte, und bei dem man ohne sonderliches Kopfschütteln aus allerlei kleinen Kennzeichen erkennen konnte, daß es ein über Nacht ins Leben getretener Sprößling der „Berliner Freien Presse“ war. Die siegesgewissen Herren Sozialdemokraten hatten es in der Bewunderung ihres geheimen Planes nicht einmal für der Mühe werth erachtet, sich sorgfältig zu maskiren, die Expedition und Redaktion der „Berl. Tagespost“ wurden sogar gemächlich an demselben Orte aufgeschlagen, wo die der „Berl. Freien Presse“ thätig gewesen waren, und als Drucker ward die „Allgemeine Deutsche Assoziations-Buchdruckerei“ angeführt. Das Programm der jüngsten Zeitung war natürlich ein recht zahmes und harmloses, es wollte u. a. dafür sorgen, daß das „freie Bürgerthum stets wachse“, und (die folgende fastige Wendung glauben wir schon irgendwo gelesen zu haben) den „politischen Heuchlern die Mäste vom Antlitz zu reißen.“ Der leitende Artikel beschäftigte sich — und er hat des halb Anspruch auf den „Rang einer großen Kuriosität“ — mit den sicherlich unpolitischen „Vernisstrankheiten“ der Bäcker und Kellerer. Der lokale Theil war durchwegs würdig gehalten, er vertiefte sich in den „Ertrag der Dösdorfer Rieselfelder“, beleuchtete mit ihm einen leisen Anflug des Styles der seligen „Berl. Freien Presse“ die Monatskonferenz des Ayls für Obdachlose und versenkte sich dann in allerlei private und öffentliche Unglücksfälle, die ohne die übliche Randglosse, daß eigentlich einzig allein das Kapital die Ursache jedes Beinbruchs und jedes Sturzes aus dem Fenster sei, wiedergegeben wurden. So weit war Alles recht schön und gut und die sozialdemokratischen Herrn Redacteurs freuten sich des Werkes, das sie gethan hatten und sandten, das es gut war. Die geistige Verbindung mit ihren Abonnenten war wieder hergestellt und somit trotz des Sozialistengesetzes ihr Hauptzweck mit spielender Leichtigkeit erreicht. Ob sie in der unbelauschten Einsamkeit ihrer Bureauz dem Polizeipräsidium wohl ein Räubchen geschabt haben mögen? Doch die Polizei ließ sich auf eine Kriegsführung mit seinen Finten und Listen gar nicht ein, sondern nahm ruhig das erste Kind der „Berl. Freien Presse“ in ihren Gewahrsam. Im Verlaufe des Nachmittages war die „Berliner Tagespost“ schon in ihrer Jugend Maienblüthe geknickt, id est konfisziert. In der Redaktion mag es ob dieses unerwarteten schänden Contreconq. wohl recht lange Gesichter gegeben haben. Wir sind gespannt, wann und wo und unter welchen Umständen der zweite Sprößling der „Berl. Freien Presse“ zur Welt kommen, und ob er der Deutlichkeit halber den Namen „Die Eintagsfliege“ führen wird. Dies ist die Geschichte des pikanten Duells zwischen dem Berliner Polizeipräsidium und der sozialdemokratischen Presse.

Ein verzweifelter Spieler.

Der Marquis Angelo Foscarini, der letzte Sprößling einer der edelsten und ältesten Familie des neapolitanischen Königreichs, pflegte seit drei Jahren in Europa herumzureisen, als ihn Gesundheitsrücksichten im Monat Juli 1831 nach Dieppe führten. Ihn begleitete seine Tochter, Signora Olympia, schön wie alles, was dem Himmel Italiens seine Blüthe verdankt, das einzige Kind, welches ihm aus drei Ehen geblieben war.

Der Kummer verzehrte diesen ahnenstolzen Mann, der so stolz auf seinen Namen war, welcher sich vier Jahrhunderte lang mit immer steigendem Glanze erhalten hatte, und den er, der letzte Sprößling, durch seinen Tod aus dem goldenen Buche des neapolitanischen Adels streichen mußte. Er hätte zweimal sein unermessliches Vermögen, sein Leben, seine Tochter für die Geburt eines Sohnes dahin gegeben, damit der Name Foscarini nur noch ein Jahrhundert fortleben könnte.

Mit sechzig Jahren war er zum dritten Male Wittwer geworden. Alt, ermüdet und aufgerieben, fühlte er, wie sein Leben sich langsam seinem Ende zuneigte. Er sah, wie der Tod ihm entgegenkam, und wie sich bei jedem Schritte sein schreckliches Bild vergrößerte.

Um sich zu betäuben und dem nagenden Gedanken seiner bevor-

stehenden Auflösung zu entziehen, bekränzte der letzte Foscarini seine, durch die Stürme des Lebens entblöhte Stirn mit Blumen; Drogen, sinnlose Ausschweifungen, Spiel und Wein mußten den unglücklichen Greis die Zukunft vergessen machen. Er warf Millionen in den Wind, und wenn zufällig der Gedanke an seine Tochter in die Luft des Augenblicks fiel, rief er aus, ohne auf die Mahnung des Gewissens zu hören:

„Ein Weib, ein Weib! Es wird noch genug übrig bleiben. — Ein Kind von achtzehn Jahren, was soll dies unbedeutende Geschöpf mit all' meinen Palästen? Sie würde sich vor den goldenen Bergen fürchten, die ich für meinen Sohn aufgehäuft. — Immer vorwärts, ich bin vielleicht morgen schon todt.“

Olympia wußte, warum ihr Vater so lebte. Der Marquis verbarg ihr seinen von der Verzweiflung eingegebenen Leichsinn nicht; mittheilslos, ohne zu sehen, daß er ihr das Herz zerriß, ließ er sie seine ganze Bitterkeit fühlen. Er fluchte ihr, er fluchte ihrer Mutter und sich selbst. Wenn er sah, wie sie weinte, wie sie ihre Hände in stummem Flehen zu ihm erhob, als wollte sie um Verzeihung bitten, das sie nicht als Knabe geboren, schwieg er. Er blickte sie an, strich sich mit der Hand über die Augen und verließ schnell das Zimmer. Denn er liebte Olympia, aber nicht wie ein Vater seine Tochter liebt.

Foscarini hatte nur väterliche Liebe für den Sohn, der nicht geboren war und den er in seinem Herzen beweinte, wie eine Mutter ihr Kind beweint. Er liebte Olympia als das kostbarste seiner Eigenthümer, als das niedrigste Möbel seines Haushalts. Drum ließ er sich von ihr stets begleiten, darum hatte er auch den vornehmsten Edelleuten Oesterreichs und Italiens, die um sie warben, ihre Hand verweigert.

„Bleibe bei mir,“ pflegte er zu sagen, „ich bedarf Deiner noch. Nach meinem Tode wirst Du noch Zeit genug haben, Dich zu verheirathen.“

Am Ende fieberhaft durchlebter Nächte, wenn er sich vor Frost zitternd vom Spieltische erhob, nahm Angelo gewöhnlich ein Bad.

Zu alt für Ausschweifungen, denen nicht einmal ein Körper von zwanzig Jahren gewachsen ist, und zu unglücklich, um darauf zu verzichten, vertraute sich der Marquis jeden Morgen dem stärkenden Salzwasser an, um Kraft und Lebensfrische für die kommende Nacht zu gewinnen. Eines Morgens hatte er während der wachsenden Fluth allein baden wollen, obgleich der Wellenschlag stärker, und er schwächer als gewöhnlich war; eine Woge ergriff ihn und warf ihn ohnmächtig auf den Strand. Er wäre durch die folgende Welle von Neuem in das Meer geworfen worden, wenn nicht ein junger Mann, der in seiner Nähe badete, ihn in seine Arme genommen hätte.

Als Foscarini seine Augen wieder aufgeschlagen hatte und seinem Retter danken wollte, erkannte er in ihm einen österreichischen Marine-Offizier, dem er im Bade Pyrmont und später in Wien begegnet war, und dessen auffallende Bemühungen um Olympia ihm einige Besorgnisse eingeflößt hatten.

Zwei oder drei frostige Höflichkeitssphrasen wurden gewechselt und beim Abschiede bat der junge Oesterreicher um die Erlaubniß, dem Marquis im Hotel seine Aufwartung machen zu dürfen.

Nach vier Wochen war Stephan und der Marquis unzertrennliche Freunde geworden.

Der junge Offizier war nach wie vor in Olympia sterblich verliebt, aber er war dieses Mal zu geschickt, um in die Offenherzigkeit zurückzufallen, die ihn in Pyrmont und Wien verdächtig gemacht hatte. Er hatte sich gestellt, als wäre er von seiner überschwänglichen Leidenschaft vollkommen geheilt. Er hatte mit Olympia gesprochen, ohne zu zittern und zu erbleichen; er hatte bei seinem ersten Besuch mit Gleichmuth einige ganz gewöhnliche Complimente an sie gerichtet, auf welche die Tochter Angelos in gleichem Tone geantwortet hatte. Dadurch sicher gemacht, hatte sich der Greis arglos dem jungen Manne anvertraut. Er war sein Genosse, sein Freund, sein Vertrauter geworden; er hatte ihm das Geheimniß seines zerstörten Lebens enthüllt, er hatte ihm das ganze Elend gezeigt, welches er unter der glänzenden Hülle seiner Feste verbar.

Stephan wußte Alles. Olympia hatte ihn davon unterrichtet.

Seit zwei Jahren der Fahrt des Italiens und seiner Tochter folgend, kannte er die Reizungen Foscarini's. Olympia veranlaßte ihn, diesen Reizungen entgegenzukommen.

So bildete sich eine unschuldige Verschönerung zweier Liebenden gegen einen Vater; die Katastrophe war schrecklich aber unerwartet.

Stephan brachte die Nächte im Hotel des Marquis zu. Um dessen Spielwuth zu willfahren, war er der leidenschaftlichste Spieler geworden. Einen Monat hindurch spielte er und verlor Alles, was er mitgebracht und was er geliehen hatte.

Olympia wünschte, daß er ihrem Vater zu Gefallen spielen sollte; sie ließ ihm Geld, er setzte es und verlor es. Und je mehr er verlor, je glücklicher war Foscarini. Denn der Marquis fand nur noch Aufregung durch das Spiel und Freude durch den Gewinn.

Aber das Glück änderte sich. Der Marquis liebte leidenschaftlich das Trisshälens-Spiel (Brelan oder Bouillotte); er hatte es Stephan gelehrt, welcher ebenfalls fand, daß das Trisshälens-Spiel das schönste aller Spiele sei. Diese Vorliebe hatte ihm schon mehr als zehntausend Louisdor gekostet, als er eines Abends eine halbe Stunde früher als gewöhnlich mit seinen letzten fünfzig Goldstücken zu Angelo kam. Diese fünfzig Louisdor hatte ihm Olympia gegeben; es war der letzte Rest ihrer Erbsparnisse.

Stephan hatte sie im Laufe des Tages gesehen und zu ihr gesagt:

„Wenn ich dieses verliere, will ich ein Ende machen. Wenn ich dieses verliere, halte ich um Deine Hand an. Wenn sie mir Foscarini verweigert, schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf.“

Olympia wußte, daß Stephan ein Mann von Wort war. Stephan und Foscarini setzten sich einander gegenüber. An ihrem Tische saßen noch ein Banquier aus Paris, ein englischer Schiffscapitän und zwei Pflanzer aus der Habanna. Man begann ein höllisches Spiel.

Stephan fing mit zehn Louisdor an, dann schob er zehn andere nach, dann wieder zehn, noch einmal zehn. — Er knirschte mit den Zähnen, während Angelo ihn wegen seiner bescheidenen Einsätze verspottete. Endlich setzte der Offizier seine letzten zehn Louis; er bekam Brelan der Könige (d. h. drei Könige) und gewann von dem Pariser Banquier hundert Louisdor.

Um fünf Uhr Morgens hatte er zweimalhunderttausend Francs